

sowie die Übertragung seines Reiches an die Römische Kirche samt der Verpflichtung zur jährlichen Zinszahlung (die zugehörigen Urkunden sind inseriert). Die beiden letzten Stücke berichten dem Papst von der Krönung König Kalojans der Bulgaren und Walachen durch den Kardinallegaten Leo (Nr. 230; vom November 1204) und dem gleichzeitigen Aufenthalt des Kardinallegaten in Trnovo mit Salbung und Weihe des Primas Basilius der Bulgaren zum Patriarchen, der anschließenden Salbungen und Weihen der Metropoliten und Bischöfe, mit Pallienübergabe an die Metropoliten; der neue Patriarch berichtet ferner über die Krönung und Weihe des Bulgarenzaren Kalojan und kündigt dem Papst die Übersendung zweier Knaben an, welche die lateinische Sprache erlernen sollen.

Diese wenigen Beispiele geben nur einen kleinen Einblick in den Reichtum, welchen auch dieser Registerband vermittelt. Der Band wird durch umfassende Indices (in der Anlage des 5. Jahrgangs der Register, Pontifikatsjahr 1202/03, Wien 1994), einige Nachträge (zum 6. und 7. Band) und sechs Abbildungen (Facsimile) beschlossen. – Auch dieser Band ist in gewohnter Sorgfalt erstellt. Allen, die daran gearbeitet haben, gebührt hohe Anerkennung und aufrichtiger Dank.

München

Georg Schwaiger

Oepen, Joachim: *Die Totenbücher von St. Maria im Kapitol*. Edition und personengeschichtlicher Kommentar (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte 32), Siegburg (Verlag Franz Schmitt) 1999, 583 S., 8 Abb., ISBN 3-87710-192-5.

„Lange glaubte ich, das Gedächtnis sei dazu da, uns zu erinnern, jetzt aber weiß ich, dass es vor allem dazu da ist, zu vergessen.“ Diese Beobachtung des Historikers Pierre Chaunu könnte auch den Verfassern mittelalterlicher Memorialüberlieferung als Leitmotiv gedient haben, die versuchten, das Vergessen durch schriftliche Erinnerung zu überwinden. Das Gedenken an die Verstorbenen durch ihre Einbeziehung in die Gebetsgemeinschaft wurde im Mittelalter v.a. durch die Klöster und Stifte intensiv gepflegt. Der Aufzeichnung und Nennung der Namen kam eine konstitutive Bedeutung für die weitere Teilhaberschaft der Toten an der Gemeinschaft der Lebenden zu, denn das Totengedenken umfasste Lebende und Verstorbene gleichermaßen und wirkte insofern gemeinschaftsstiftend. Mit den Memorialstiftungen wurde nicht nur das Gebet gefördert, sondern auch die aktive Caritas durch die

Verteilung von Nahrungsmitteln und Kleidung an Arme.

Stand bislang die frühmittelalterliche Memorialüberlieferung der großen Reichsklöster im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, lenkt J. Oepen (aus der Schule Erich Meuthens) nun den Blick auf das spätere Mittelalter, indem er die Totenbücher des alten, wahrscheinlich von Plektrud, der Ehefrau des fränkischen Hausmeiers Pippin, gegründet und auf den Fundamenten eines römischen Kapitolsstempels errichteten Kölner Damenstiftes St. Maria im Kapitol untersucht. Der betrachtete Zeitraum erstreckt sich dabei vom Ende des 13. bis ins 17. Jh. Auch in personeller Hinsicht war diese Kirche eine der größten unter den Damenstiften im deutschen Sprachraum: 34 Pfründen für die Stiftsdamen und 13 Kanonikerstellen waren zu vergeben, wozu noch 20 bis 23 Vikare kamen. Die wirtschaftliche Basis des Stiftes, die sich auch in den Stiftungsaktivitäten widerspiegelt, scheint insgesamt wohl solide gewesen zu sein.

Schaut man sich das Werk genauer an, stellt man fest, dass es sich bei diesem Opus magnum gleich um mehrere, genauer um drei Bücher handelt. Neben der Edition führt eine einleitende und ausführliche Tour d'horizon vor, welches breites Spektrum an Teilbereichen der Geschichtsforschung durch die Auswertung eines solchen Memorialbuches angesprochen ist. Im dritten Teil, dem personengeschichtlichen Kommentar, werden alle Stifter vorgestellt: Neben den Verweisen zum Fundort im Memorialbuch präsentiert Oepen Kurzbiographien. In diesen Biogrammen werden nicht nur die reinen Lebens- und Amtsdaten präsentiert, sondern – soweit dies möglich ist – Angaben zu persönlichen Lebensumständen, zu weiterem Pfründenbesitz, zur akademischen Laufbahn und zu ökonomischen Aktivitäten. Wichtig erscheint hier v.a., dass der Autor (Quer-)Verweise auf andere, verwandte oder befreundete, Personen gibt. Auf diese Weise werden bestimmte Verflechtungen und personale Netzwerke sichtbar, in denen diese Menschen gestanden und agiert haben: Nicht nur eine Reihe von Familien wird in ihrer Zusammensetzung erkennbar, sondern man kann hier politischen und wirtschaftlichen Interessengemeinschaften nachspüren, die nach Bedarf „aktualisiert“ werden konnten. Dabei können die Strukturen dieser Netze häufig nur durch subtile Indizienbeweise aufgedeckt, die jeweiligen Beziehungsintensitäten oft jedoch nicht genau abgeschätzt werden. Die quantifizierende Analyse sozialer

Merkmale lässt in der Regel nur erste Aspekte sichtbar werden, denn wichtige Beziehungen sind nicht nur über das gleiche Sozialprofil zu erkennen, weil auch die vertikalen Strukturen zu berücksichtigen sind. So finden wir u.a. Konsortien von Kaufleuten zur Finanzierung größerer Projekte oder politische Parteilagen der Kölner Oberschicht (z.B. 460, 464f.). Durch diese Daten wird die herausragende Stellung des Stiftes in der reichen Kölner Kirchenlandschaft unterstrichen, denn St. Maria im Kapitol pflegte zu Rat und Bürgerschaft der Rheinmetropole besondere Beziehungen. Der gewählte propographische Zugriff ermöglicht darüber hinaus Einblicke in die Binnenverhältnisse des Stiftes: in die soziale Zusammensetzung, in die verschiedenen Ämter und Funktionen, und erlaubt Aussagen über die „Sozialmentalitäten“ (49). Z.T. sind auf diese Weise regelrechte Ämterlaufbahnen bzw. -hierarchien zu beobachten (z.B. 497ff.).

Die Zeugnisse des liturgischen Gebets- und Totengedenkens sind selbst schon „geschichtlich“, haben also den Charakter von historischen Quellen. Ihr Aussagewert geht weit über den ursprünglichen Zweck ihrer Anlage hinaus (11) – und dadurch werden sie für den Historiker noch wertvoller. Neben der Namensnennung zeichnen sich die hoch- und spätmittelalterlichen Memorienbücher dadurch aus, dass in ihnen Angaben zum Stiftungsgut und der Verteilung seiner Erträge sowie zur Ausführung des Gedenkens zu finden sind.

J. Oepen hat sich dem sehr mühsamen Unterfangen der Datierung der Einträge (häufig nur aufgrund der Analyse diffiziler paläographischer Merkmale zu leisten) sowie der Identifizierung der Personen unterzogen. Dabei beachtete er nicht nur die Einträge in den Memorienbüchern, sondern darüber hinaus sehr viele weitere Quellen wie Rechnungsschriftgut und Urkunden. Wie die Ergebnisse zu den verschiedenen historischen Teilgebieten sowie die sorgfältig erstellten Biogramme zeigen, hat sich diese detektivische Kleinarbeit gelohnt.

Mit diesem Werk wird auch der lange wenig beachteten Quellengattung „Amtsbuch“ die entsprechende Aufmerksamkeit zuteil. Denn die zunächst liturgischen Zwecken dienende Quellengattung gibt Auskunft über eine Reihe anderer Themenfelder: Heortologie (u.a. Frage nach der Existenz unterschiedlicher Räume und Schichten kultischer Verehrung), Kodikologie (formale und inhaltliche Gestaltung von Amtsbüchern), Paläographie (Schriftentwicklung und wichtige Datie-

rungskriterien) und Sprachgeschichte, Topographie (Lage von Altären und Gräbern in der Kirche sowie von Häusern in der Stadt), Liturgie-, Frömmigkeits-, Mentalitäts- und Wirtschaftsgeschichte (Entwicklung der Stiftsökonomie, Art und Höhe der Präsenzen, Münzentwicklung) sowie natürlich die Personengeschichte (personale Netze, Genealogie). Lediglich zur Ereignisgeschichte wird man in dieser multivalenten Quellengattung nur vereinzelte Hinweise finden.

Der Autor präsentiert eine detaillierte Beschreibung der Handschriften: Titel, Signaturen, Beschreibstoff, Größe, Datierung, Schreiber, Aufbau etc. Das Problem der Darstellung der verschiedenen Überlieferungsschichten – bedingt durch die unterschiedlichen Handschriften mit mehreren Redaktionsstufen – löst Oepen sowohl in methodischer Hinsicht als auch hinsichtlich der Präsentation und Lesbarkeit in vorzüglicher Weise. Entscheidend sind die jeweils ältesten Einträge im jeweils ältesten Memorienbuch, die anderen Schriftschichten sind, gekennzeichnet mit Großbuchstaben (A–G), in chronologischer Folge dieser ältesten Fassung hinzugefügt. Auf diese Weise ist die Lesbarkeit gewährleistet und gleichzeitig der Blick auf nachträgliche Variationen gerichtet. Durch das gebotene Konkordanzverzeichnis kann man sehen, wie lange ungefähr jede Memorie, die an sich auf Ewigkeit angelegt war, tatsächlich gefeiert wurde und wann man in welcher Höhe Stiftungsreduktionen vornahm.

Die Gesamtgeschichte des Stiftes St. Maria im Kapitol ist zwar noch nicht geschrieben, doch mit diesem Werk ist schon ein ganz wesentlicher Bereich aufgearbeitet und analysiert. Dabei aber kann diese Studie nicht nur als Teil einer Gesamthistorie angesehen werden, sondern sie ist gerade aufgrund ihres exzellenten methodischen Ansatzes für andere Stifte oder Klöster grundlegend und wegweisend. Im Gegensatz zu den traditionellen Stiftsgeschichten, in denen i.d.R. versucht wird, alle Aspekte einer geistlichen Institution anzusprechen und in ihrem historischen Verlauf darzustellen, erscheint – gerade im Hinblick auf die oft dichte (für Köln kaum zu bewältigende) Quellenüberlieferung – die Konzentration auf eine bestimmte Quellengruppe oder auf einen bestimmten Themenbereich (Liturgie, Verfassung, Wirtschaft, Architektur etc.) sinnvoller. Auf diese Weise erfahren die untersuchten Quellen oder speziellen Themen eine adäquatere und genauere Würdigung, als dies im Rahmen einer traditionellen Gesamtgeschichte überhaupt erfolgen kann.

Nicht nur die übersichtliche Struktur des Werkes, abgerundet durch ein einschlägiges Literaturverzeichnis und durch ein ausführliches Orts- und Personenregister, sondern auch der eingängige Stil tragen zur guten Lesbarkeit bei. Das in den „Studien zur Kölner Kirchengeschichte“ erschienene Buch ist – wie bei dieser Reihe üblich – sehr gut ausgestattet: Äußere Aufmachung und Textgestaltung sind ebenso gut gelungen wie die Wiedergabe der exzellenten Fotos und die genealogischen Tafeln. – Dieses Opus ist also nicht nur ein wichtiger Baustein zur Geschichte der Colonia Sacra. J. Oepen setzt aufgrund seiner herausragenden Editionsleistung und insbesondere durch den hervorragenden methodischen Zugriff Maßstäbe für andere Editionen und Kommentierungen von Memorialüberlieferungen.

Köln

Wolfgang Rosen

Metz, Detlef: *Gabriel Biel und die Mystik* (= *Contubernium* 55), Stuttgart (Steiner) 2001, XII, 457 S., geb., ISBN 3-515-07824-X.

Bereits 1998 hat D. Metz in dem Sammelband „Gabriel Biel und die Brüder vom gemeinsamen Leben“ (hg. v. U. Köpf und S. Lorenz, hier 55–91) einen Exzerpt seiner nun vollständig vorliegenden, von Ulrich Köpf betreuten Tübinger Dissertation veröffentlicht. Seitdem scheint keine Überarbeitung des Manuskripts mehr erfolgt zu sein; die neueste Forschungsliteratur – neben den Beiträgen des genannten Sammelbandes etwa die Monographie von G. Faix über das Oberdeutsche Generalkapitel der Brüder vom gemeinsamen Leben (1999) – wurde nicht mehr berücksichtigt.

Den Ausgangspunkt der Arbeit bildet die Frage, wie sich der – streng ontologisch und erkenntnistheoretisch gefaßte – Nominalismus eines Autors wie Gabriel Biel auf seine Theologie im allgemeinen und seine Frömmigkeit im besonderen auswirkt. Diese Fragestellung wird hier anhand der Mystikrezeption Biels exemplifiziert. In der Vergangenheit erschienen vielen Gelehrten Nominalismus und Mystik a priori als unvereinbar. Bahnbrechend für die Vorstellung einer „nominalistischen Mystik“ wurde Heiko A. Obermans Studie „The Harvest of Medieval Theology“ (1963), in der er auch mystischen Elementen in der Theologie Biels nachging. Der Vf. baut auf den Ergebnissen Obermans auf. Anhand eines zuvor definierten Begriffs von „Mystik“ befragt er die beiden scholastischen Hauptwerke Biels, den Sentenzenkommentar (*Collectio*

*rium circa quattuor libros Sententiarum*) und die Meßkanonauslegung (*Canonis missae expositio*), systematisch auf die Verwendung mystischer Begrifflichkeit und Vorstellungen. Dabei operiert er bewußt mit einem eng gefaßten Verständnis von Mystik, für die der Rekurs auf mystische Erfahrung im Sinne eines „unmittelbaren Einswerdens mit dem Gegenüber“ unter „Loslösung aus dem bisherigen Weltzusammenhang“ (20) konstitutiv sei, vermeidet aber durch die Einbeziehung von Vorstufen und „Wegen zur Mystik“ (12f.) heuristische Verengungen.

Leider geht der Vf. allzu rasch über die literarkritischen Probleme der *Expositio* hinweg, die er „als ein Werk Biels betrachtet“ (8). Die von Biel selbst eingeräumte weitgehende Abhängigkeit seiner Meßkanonauslegung von der *Expositio canonis missae* seines Erfurter, Kölner und Mainzer Studienfreundes und Weggefährten Eggelin Becker hätte gerade bei einer so diffizilen Analyse, die sich vielfach auf einzelne Termini oder Partikeln stützen muß, eine exakte Scheidung zwischen Übernahmen aus der Vorlage und eigenem Gut Biels erfordert. Es mag richtig sein, daß die gegenüber dem Sentenzenkommentar insgesamt deutlich häufigere Verwendung mystischer Begriffe und Vorstellungen in der *Expositio* auf „das verschiedene literarische Genus und damit die jeweilige Intention“ (429) zurückzuführen ist. Gleichwohl hätte wenigstens bei singulären oder den sonstigen Äußerungen Biels widersprechenden Passagen die in zwei Manuskripten (StUB Frankfurt a.M.: Ms. Barth. 93; Stadarchiv Köln: GB fol. 99) überlieferte Auslegung Beckers vergleichend herangezogen werden müssen; dies gilt besonders für die Abschnitte zur Passionsmystik und für Exp. 86 P-S (zur Erfahrbarkeit der Früchte der Eucharistie, vgl. 336–348). Freilich rächt sich hier auch das Versäumnis von Oberman und Courtenay, die bei ihrer Edition der *Expositio* die Kollationierung dieser Manuskripte unterlassen (und sogar auf eine substantielle Erörterung der literarkritischen Probleme verzichtet) haben.

Daß sich die Berücksichtigung der reichen Predigtüberlieferung Biels im Rahmen einer Dissertation aus arbeitsökonomischen Gründen verbot (8f.), ist nachvollziehbar. Im Sinne der Fragestellung der Untersuchung bleibt die Auswertung dieses Materials, zu der Wilfrid Werbeck bereits erste Beiträge vorgelegt hat, jedoch ein dringendes Desiderat – nicht zuletzt, um der vom Vf. selbst monierten einseitigen Wahrnehmung Biels als scholastischem Theologen (2f.) zu begegnen. Vielleicht ließen sich hier auch Aufschlüsse